



DEUTICKE

JEAN-PHILIPPE BLONDEL

*6 Uhr 41*

gewechselt oder kehrtgemacht. Sie hat mich nicht gesehen. Und falls doch, ließ sie es sich nicht anmerken. Ich habe ihr Leben von weitem verfolgt. Und ich habe auch von ihr gehört. Durch eine Frau, mit der ich mich nach meiner Scheidung ein paarmal traf und die mit uns im Gymnasium war. Die Eltern dieser Frau – Lucile? Lucie? – waren mit den Eltern von Cécile Duffaut befreundet. Ich glaube, dass sie inzwischen Unternehmerin ist. Sie ist verheiratet. Und hat eine Tochter. Aber gut, das ist schon einige Zeit her, und es kann gut sein, dass inzwischen alles anders ist. Vielleicht ist sie schon dreimal geschieden, eine militante Lesbe mit acht Adoptivkindern aus Malawi – und leitet ein Internet-Unternehmen, das auf Frauen-Catching spezialisiert ist.

Auf jeden Fall besucht sie manchmal übers Wochenende ihre Eltern. Das letzte Mal habe ich sie, glaube ich, letztes Jahr gesehen. Zusammen mit einem großen, schlanken Mann. Sie haben Melonen mit der Hand abgewogen. Wie idyllisch, das Provinzleben.

Hm, eine skurrile Situation.

Wie um alles in der Welt verhält man sich in so einer Situation? Stellt man sich mit einem Standardsatz vor, in der Art: »Kennen wir uns nicht von irgendwoher?« Oder stellt man sich dumm und fällt aus allen Wolken, wenn der andere den ersten Schritt macht? »Cécile Duffaut? Ich glaub's nicht! Entschuldigung, ich war ganz in Gedanken, da habe ich gar nicht ... na ja, Sie verstehen, ich meine ... du verstehst ...«, und fuchtelt mit den Händen und Armen, setzt auf die Auslassungspunkte, die der andere mit Floskeln wie »natürlich«, »tatsächlich?« oder »verstehe!« ausfüllen soll – Wörtern eben, die nichts besagen – ich habe sie so satt, diese Wörter, die nichts bedeuten.

Oder ist es besser, einen auf fortgeschrittenen Alzheimer zu machen, nein, bedaure, ich kenne Sie nicht, Sie existieren nicht für mich, Sie sind lediglich eine zufällige Sitznachbarin in einem x-beliebigen Zug, der allmählich an Geschwindigkeit zulegt, warum sollte ich Ihnen mehr als höfliche Unaufmerksamkeit schenken?

Genau.

Das mache ich.

Ich tue so, als würde ich sie nicht kennen – was genau genommen auch zutrifft, denn was hat es schon zu bedeuten, wenn man vor siebenundzwanzig Jahren mal zufällig drei oder vier Monate zusammen war? Nichts, rein gar nichts. Von ihr kommt keine Reaktion. Sie erinnert sich nicht an mich. Umso besser, oder? Ich darf nicht vergessen: Die meisten Menschen haben eine Löschtaste im Kopf, die sie manchmal drücken, wenn ihr Gehirn in Aufruhr ist, nach Missverständnissen, Treuebrüchen oder Verletzungen – und prompt verschwinden ganze Dateien ihrer Existenz; Gesichter, Namen, Adressen, Farben, alles verschwindet in einer Fallgrube und versickert in den Kloaken des Unterbewusstseins. Das muss einem klar sein. Cécile Duffaut hat alles verdrängt. Sie hat ihr Leben weitergelebt, und es geht ihr blendend. Wie beruhigend für mich. Ich kann mir nicht vorstellen, mit ihr zu reden. Das wäre nur peinlich. Wegen London und allem. Kann mir nur recht sein. Es gibt massenhaft andere Dinge, über die ich nachdenken muss. Wichtigere Dinge als Cécile Duffaut.

Probleme, die *mich* betreffen. Die ich sortieren muss. Mein Gehirn muss ein Rangierbahnhof werden.

Da wäre zum einen Manon.

Wie soll ich ihr erklären, dass es mit dem Jungen, mit dem sie geht, nicht lange halten wird? Dass es nichts bringt, unrealistische Träume zu haben? Sich an den Gedanken zu klammern, dass ihre Beziehung andauert, wenn sie ab Herbst in Reims ist und er in Troyes bleibt? Umso besser, da er sowieso die meiste Zeit vor dem Computer hängt, er will Informatik studieren, und einen Informatiker als Ehemann wünscht man sich nicht für seine Tochter. Ich zumindest nicht. Doch wenn ich mich in ihre Beziehungen einmische, wird sie nur wieder pampig. Und reibt mir meine Scheidung unter die Nase. Und mein eigenes Liebesleben seit damals. Dass sie mir da auch nie dreinredet. Und was den Beruf betrifft, wird sie hinzufügen, so ist ein Verkäufer

von Fernsehern und Hifi-Geräten vielleicht auch nicht gerade das, was man sich als Vater erträumt.

Na schön!

Nichts sagen.

Das ist besser.

Ich versuche mich daran zu erinnern, wie es für uns war, wenn sich die Eltern in unser Liebesleben eingemischt haben.

Oh, mein Gott.

Meine Mutter!

Immer wenn ich mit einer neuen Freundin ankam, hat sich ihr Gesicht halbiert. Mit der unteren Hälfte hat sie gelächelt, ihre Metallkronen in den Mundwinkeln gezeigt und geplaudert – äußerst liebenswürdig, zu offensichtlich. Mit der oberen Hälfte hat sie alles in sich aufgesaugt, gescannt – ihr strenger Blick war auf der Suche nach dem kleinsten Fehler. Und ihre Augenbrauen! Die verrieten alles – Wertschätzung, Ablehnung. Ich kannte ihre Körpersprache in- und auswendig. Und ich fand sie zum Kotzen.

Und abends dann bei Tisch ihre Kommentare.

Oder besser gesagt: ihre Giftpfeile. Steinigung durch Worte. Die Vergleiche. Besser als die Letzte, weniger gut als die davor. Ich sah die Noten, die sie im Geiste vergab. Sie war fixiert auf eine meiner ersten Eroberungen, die Grundschullehrerin werden wollte, und Lehrerin war für meine Mutter der optimale Beruf für eine Frau – man hat eine gewisse Unabhängigkeit, Anrecht auf eine Dienstwohnung, was auch immer günstig ist, und vor allem hat man gleichzeitig mit den Kindern Ferien, wodurch das Problem des Kinderhütens ein für alle Mal gelöst ist, denn »glaub ja nicht, dass ich ständig bei Fuß stehe, um mich um deine Kinder zu kümmern«.

Ich habe mir diese Lektion gut gemerkt. Und tatsächlich hat sie ihren Vorsatz gleich nach Manons Geburt wahrgemacht. Christine ist Gymnasiallehrerin. Das Problem mit dem Kinderhüten stellte sich also gar nicht. Alles paletti. Meine Mutter hatte schließlich ihr Leben mit dem Fahrradhändler zu leben. Sie ging sogar ziemlich weit: Ich glaube, dass Manon und Loïc nicht mal bei ihr, beziehungsweise bei ihnen,

übernachten durften, höchstens zwei- oder dreimal. Meine Mutter und ihr neuer Mann waren offenbar nicht sehr nett zu ihnen – auf einen Schlag wollten die Kinder nicht mehr zu ihrer Großmutter gehen.

Tja, man hat die Eltern, die man hat.

Ich überlege.

Ich frage mich, ob Cécile Duffaut meine Mutter jemals getroffen hat. Nein. Ich glaube nicht. Als wir miteinander gingen, war ich zwanzig. Ich habe schon studiert und war gerade in eine kleine Wohnung in Paris gezogen, die meine Tante mir konkurrenzlos günstig vermietet hatte – eine verwandtschaftliche Absprache. Sie hatte mich aber vorgewarnt, dass das nicht für ewig sein würde. Meine Cousins waren auch schon im Gymnasium. Bald würden sie flügge werden – und das Appartement war so klein, dass eine WG nicht in Frage kam.

Ein paar Wochen darauf habe ich Cécile Duffaut kennengelernt. Bei einem Geburtstag. Ich weiß nicht mehr genau, warum ich danach mit ihr ging. Hat sich so ergeben, glaube ich. Klingt nicht sehr rühmlich, ich weiß. Jung zu sein hat noch keinen davor bewahrt, dumm zu sein. Wie lange es gedauert hat? Drei Monate vielleicht? Maximal vier. Und außerdem haben wir uns nur an den Wochenenden gesehen. Ich habe in Paris gewohnt, sie in Troyes. Es war nichts Umwerfendes, auch nichts Bedeutendes. Abgesehen von unserer Woche in London. Eines Morgens sind wir mit dem Zug da hingefahren.

Es ist echt komisch, sich nach siebenundzwanzig Jahren ausgerechnet in einem Zug wiederzusehen. Und nicht miteinander zu reden. Liegt es vielleicht an mir, das Eis zu brechen?

Nein.

Das ist lächerlich.

Worüber sollten wir überhaupt reden?

Und außerdem ist Reden nun wirklich nicht das, was ich im Moment brauche.

Sondern Nachdenken.

Meine Gedanken ordnen.

Manon, dieser Punkt ist erledigt. Status quo.

Nun zu Mathieu.

Nein, an Mathieu brauche ich nicht zu denken. Ich sehe ihn sowieso in ein paar Stunden. Ich werde mich um ihn kümmern. Wie schon in den letzten zwei Monaten. Das ist normal. Ich bin sein bester Freund. Jedenfalls ein Freund. Dass ich sein bester Freund war, ist schon eine Weile her. Die Sache ist etwas kompliziert. Er hat Cécile Duffaut bestimmt zwei- oder dreimal gesehen. Aber an dem Abend, als unsere Geschichte begann, war er nicht dabei. Ich glaube, wenn er da gewesen wäre, wäre es nicht passiert. Ob er sich noch an sie erinnert? Das muss ich ihn nachher fragen. Dann haben wir wenigstens ein Gesprächsthema. Es ist nicht immer leicht, ein leichtes, unverfängliches Gesprächsthema zu finden. Etwas, über das man lachen und reden kann, ohne dass es zu Meinungsverschiedenheiten kommt. Seifenblasen eben. Was ich mit Mathieu gern machen würde, sind Seifenblasen. Ich könnte ihm auch vom Haus erzählen. Aber mein Haus interessiert Mathieu nicht. Es ist ein Teil meines Lebens, an dem er nie teilhatte. Er kam nie zu Besuch, als ich mit Christine zusammenwohnte. Damals hatten wir uns weit voneinander entfernt. Erst mit der Trennung haben wir uns wieder angenähert.

Das Haus.

Endlich gibt es einen Käufer. Ein Handwerker, der im Inneren alles einreißen will, um den Räumen, die »Potenzial« haben, aber vom Kolorit der Tapeten »erschlagen« werden, mehr »Volumen« zu geben. Handwerker reden inzwischen oft daher wie in den Heimwerkersendungen im Fernsehen. Fehlt nicht viel, und sie sind keine Maurer oder Elektriker mehr, sondern könnten sich als Innenraumgestalter bezeichnen.

Wir müssen uns noch über den Preis einigen – aber ich weiß schon jetzt, dass ich einknicken werde. Ich bin heilfroh, wenn ich den Schuppen los bin. Keine Ahnung, warum ich Christine nach der Scheidung ihren Anteil abgekauft habe. Ich sagte, es sei wegen der Kinder, damit sie weiterhin an den Ort ihrer Kinderjahre kommen und